

Theologische Beitſchrift.

Verantwortlicher Redacteur und Verleger: **Dr. Johann Chryſ. Bogazar.**

Nr. 26.

Samſtag den 30. Juni.

1849.

Religion.

Sp. 8. — Es iſt ein Gott — ein lebendiger, perſönlicher Gott — alſo iſt auch eine Religion, das iſt, ein heiliges Band, das alle Weſen mit Gott verknüpft. *) — Religion iſt die wahre Harmonie der Welt, die höchſte Einheit und Ordnung des Univerſums, die himmliſche Muſik, das Concert der Engel, der Liebesbund der Geſchöpfe mit ihrem Schöpfer. — Doch damit wir nicht zu viel in metaphoriſchen Redensarten uns ergehen, die ſo leicht mißverſtanden und mißbraucht werden, ſo laſſet uns mit dem nüchternen Verſtande ein wenig nachdenken, in wiefern und warum es eine Religion gibt.

Die Tiefe unſeres Selbſtbewußtſeins hat uns drei von einander verſchiedene Weſen aufgezeigt — Geiſt, Natur und Gott. So wahr es iſt, daß dieſe drei Weſen nicht Eins und Daſſelbe ſind, ſondern in eigenthümlicher Weiſe ihr Sein und Leben neben einander behaupten; ſo gewiß beſteht auch unter dieſen Weſen ein Verhältniß, ſo daß eines zu dem andern eine beſtimmte Stellung einnimmt und ſich zu ihm in Bezug ſetzt. Der Geiſt hat ein Verhältniß zur Natur, die im Menſchen mit ihm zur Lebens Einheit verbunden iſt; die Natur ſteht in Beziehung zu dem Geiſte, dem ſie dienen ſoll; der ganze Menſch aber und die ganze Welt ſteht in Bezug zu Gott, von dem ſie abhängt, weil ſie nur in Gott den Grund ihres Daſeins findet. Der Menſch kann ſich ſelbſt nicht wahrhaft erkennen, ohne daß er an Gott glaubt; ſeine Beſchränktheit, die ihm unlösbar iſt, bleibt ihm ein Räthſel, wenn er nicht den Unbeſchränkten und Unendlichen anerkennt. Ohne Gott kann der Menſch weder ſich noch die Welt begreifen. Darum fühlt ſich der Menſch unabweiſlich gedrungen, ſein Verhältniß zu Gott zu erforschen, ſich ſelbſt und alles Uebrige auf Gott zu beziehen, und dieſes Verhältniß, dieſe Beziehung aller Weſen zu Gott heißt Religion.

Alles außer Gott iſt abhängig von Gott; und dieſer Abhängigkeit kann kein Geſchöpf ſich vollends erwehren. Gott iſt Gott und bleibt Gott, auch wenn man

ſein Daſein läugnet oder ihm widerſtehen will. Darum gibt es eine Religion auch für den, der nichts von ihr wiſſen oder hören will. Gott iſt, und Niemand kann die Exiſtenz Deſſen aufheben, der aus ſich ſelbſt iſt; auch wir ſind, nicht aus uns, ſondern durch Gott, und können nicht uns ſelbſt vernichten, Gott iſt und bleibt der Unabhängige, die höchſte Majestät, der absolute Herr des Himmels und der Erde; und wie wird der tolle Wahn ohnmächtiger Geſchöpfe den Allmächtigen unterjochen. Wir ſind und bleiben die Abhängigen, und können mit aller Macht unſerer Freiheit uns von Gott nicht frei machen. Unſer Verhältniß zu Gott, als der Beſchränkten zu dem Unbeſchränkten, der Abhängigen zu den Unabhängigen, ändert ſich nicht, wie auch unſer Verhalten zu Gott ſich ändern möge. — Die ganze Natur ſteht im Dienſte Gottes, aber nach ihrer Art, auf unfreie Weiſe; die Engel ſind Gott unterthan, und zwar die guten in Erkenntniß und Liebe, in der ſie ſich ganz dem Allhöchſten hingeben; aber auch die böſen Engel, obwohl Gott nicht liebend, ſondern mit Haß von Ihm ſich abkehrend, fühlen ſich doch in ihrem Daſein an Ihn gewieſen, ohne welchen ſie nicht wären; daher, wie der Apoſtel ſagt, »auch die Teufel glauben und — zittern«. (Jak. 2, 19.) — Der Menſch, mit Vernunft und Freiheit begabt, wie der Engel, kann die guten oder die böſen Engel nachahmen; er kann gottſelig oder gottlos leben; aber in dieſer Gottloſigkeit kann er doch nimmer Gottes eigentlich los werden, deſſen absolute Macht ſich unausweichlich gegen ihn geltend macht, ob er auch die freie Huldigung der Liebe ihm verſagen will. Ja! das Verhältniß des Menſchen zu Gott iſt und beſteht in Ewigkeit; denn der Menſch hat es nicht gemacht, ſo wenig er ſich ſelbſt gemacht hat. Wenn er ſich als Menſch exiſtierend findet, ſo findet er auch neben und über ſich Gott, von dem er abhängt. Dieſes Verhältniß (objective Religion) kann der Menſch nicht hinwegſchaffen; aber er ſoll es erkennen und anerkennen (ſubjective Religion). Er ſoll erkennen, worin das erwähnte Verhältniß beſteht, oder was er in Bezug auf Gott zu glauben hat (Glaubenslehre), er ſoll auch erkennen, was er vermöge dieſes Verhältniſſes zu thun und zu laſſen hat (Sittenlehre). Dieſe zwiſache Er-

*) Religio a religando, nach Laetantius, div. instit. IV. 28., oder nach Cicero de nat. deor. II. 28. a relegendo.

kenntniß bildet die Theorie der Religion. Die Anerkennung des Verhältnisses zu Gott in Glauben und Liebe ist die Praxis der Religion oder die Religiosität.

O welch' erhabene Wissenschaft ist Religion! Welch' erhabenes Leben ist Religiosität. Jene ist die einzig wahre Aufklärung, diese der höchste Adel und Fortschritt der Menschheit. Wie der Mensch nur aus Gott sich selbst verstehen kann, weil er nicht in sich selbst, sondern in Gott den Grund seines Daseins hat; so kann er auch alles Andere nur aus Gott verstehen, der da alles gemacht hat; und so ist die Religion das Fundament aller Wissenschaft, die nur dann wahr sein kann, wenn sie religiös ist. Nur im Lichte Gottes schauen wir das Licht; abgewendet von Gott, fallen wir der Finsterniß anheim. Ohne Religion ist Verfinsternung, Barbarei, Sclaverei; mit ihr ist Aufklärung, Veredlung, Freiheit. Zeigt dieß nicht die Geschichte des Tages? — Lasset uns daher aus der Tiefe eines wahrhaft religiösen Gemüthes mit Augustinus rufen: Domine! noverim Te! noverim me! Herr! daß ich dich und mich erkennete!

Was will die Philosophie? — Ihre Nothwendigkeit. *)

Philosophie ist das höhere Denkleben, ist das Denken über das Denken.

Wenn ich das, was ich als geistiges Wesen und zwar als menschlich-geistiges Wesen nothwendig denke, was meinen ursprünglichen, meinen ersten und Grundgedanken, ohne welchen ich nicht eigentlich denkend genannt werden kann, constituirt und in ihm involvirt enthalten ist, wieder zum Gegenstande meines Denkens (zum Gegenstande meines Nachdenkens) mache, — so philosophire ich.

Philosophie ist die Blüthe des Denklebens. Sie kann nur zu Stande kommen und sich durchführen in einem Geiste, dessen natürliches oder gemeines Denken eine gewisse Intensität erreicht hat, so daß der Geist zum Bewußtsein kommt über sein unwillkürliches Denken. — Der gewöhnliche Mensch denkt auch, sobald er ins geistige Leben gerufen ist, denn das Leben des Geistes ist Denken; aber er denkt, ohne zu wissen, daß er denkt, er hat von seinem Denken kein Bewußtsein; er ist sich seiner bewußt, aber er ist sich dieses seines Selbstbewußtseins nicht in solcher Weise bewußt, daß er es zum Gegenstande seines Nachdenkens mache, oder machen könnte. Hat sich nun dieses ursprüngliche und natürliche Selbstbewußtsein dergestalt in sich selbst consolidirt, und ist jene Energie des Geistes vorhanden, die erforderlich ist, damit er zum Bewußtsein seines Selbstbewußtseins vordringt und über sich und sein Den-

ken nachzudenken beginnt, Sich als Denkenden zum Gegenstande seines Denkens macht, so betritt er den Boden der Philosophie.

Wenn das gemeine Denken allerdings ein Wissen ist, so sucht die Philosophie sich dieses Wissens als eines gewissen Wissens bewußt zu werden; der Geist will seinen Gedanken als einen wahren wissen, er will sich dessen bewußt sein, daß und warum sein — unmittelbar mit der Entwicklung des geistigen Lebens gegebenes — Wissen ein wahres und gewisses ist. — Darum nennen wir das philosophische Wissen das höhere Wissen oder die Wissenschaft.

Seines geistigen Lebens als des wahren und rechten geistig (also wissend) sicher und gewiß zu sein, ist die höchste Vollendung desselben hier auf Erden. Der geistig entwickelte Mensch kann nur denkend leben und sein eigentliches Leben ist Gedanke, und mit und aus dem Gedanken muß er sein ganzes inneres und äußeres Dasein reguliren; wie sollte es für ihn nicht von der allergrößten Wichtigkeit sein, daß er mit sich selbst im Klaren sei, d. h. mit seinem Denkleben in der Wahrheit und in dem vollkommenen Bewußtsein dieser Wahrheit stehe! — Der gewöhnliche Mensch, dessen Denkleben noch in der Unmittelbarkeit sich bewegt, kann allerdings auch auf seinem Standpunkte, also ohne Wissenschaft seine Lebensbestimmung erreichen, wenn er guten Willens bleibt und sich theoretisch in der Unmittelbarkeit seines Glaubens und practisch in der Unmittelbarkeit seines Gehorsams sich erhält, wenn er den ihm sich historisch darstellenden (von ihm als bestehend vorgefundenen) Autoritäten — der Natur, der Geschichte, Christi in der Kirche und im Gewissen — gibt, was ihnen gebührt; aber sobald der Denkgeist selbst in die Reihe der Autoritäten einrückt, sich als einen Factor und Mitconstituenten des Universums findet (und dieser Moment ist ein nothwendiger im Entwicklungsproceße des Geschlechtes und dato wirklich eingetreten), dann werden alle andern Autoritäten von ihm in Frage gestellt (was noch nicht gerade ein Bezweifeln ist) — und zwar mit Nothwendigkeit in Frage gestellt, denn der Denkgeist ist ein Geist der Frage, mit Nothwendigkeit werden sie um den Grund ihrer Existenz von ihm angegangen, denn die Grundfrage des denkenden Geistes ist — die Frage nach dem Grunde. Und was sich da Alles ergeben kann, zeigt die Geschichte des Tages und die Lage der Welt in figura. Da werden auf der einen Seite Natur und Geschichte und Kirche und Staat vom Denkgeiste als Autoritäten negirt, und letzterer constituirt sich selbst als absolute Autorität, — und von der andern Seite wird die Autorität des denkenden Geistes negirt, und der blinde Glaube und der blinde Gehorsam als das Heil der Welt proclamirt, so daß die Einen alle bestehenden äußern Autoritäten in ihrer Existenz abhängig machen wollen von der Autorität des Geistes (womit denn jene schon aufgehört haben als

*) Aus den hinterlassenen Schriften des Dr. Joh. Heinrich Pabst.

Autoritäten zu gelten), und die Andern als Todfeinde des Denkens auftreten, und so ein Vertilgungskrieg im Menschengeschlechte sich entspinnt, ein Ideenkrieg, der sicher nur dadurch sein Ende erreichen kann, daß dem denkenden Geiste werde, was des denkenden Geistes, — aber Gottes und der Natur, was ihrer ist. Die klare und wahre wissenschaftliche Erkenntniß ist das erste und höchste Bedürfniß der Zeit und für denjenigen Sohn der Zeit, der sich nicht außerhalb der geistigen Bewegungen der Zeit erhalten kann. Und wer von Uns vermöchte dieses? — Und wo das Bedürfniß seine höchste Höhe erreicht hat, da hat die Vorsehung auch das Mittel der Befriedigung in Bereitschaft. Die Zeit ist gekommen, wo die Philosophie zu ihrer Reise kommen und wieder gut machen wird, was sie bisher schlimm gemacht, wo sie ihre welthistorische Bedeutung erfüllet, indem sie der Menschheit zur Besinnung und damit zum Frieden verhelfen wird.

Ist die Grundfrage des denkenden Geistes die Frage nach dem Grunde, so kann das Resultat der Philosophie kein anderes sein, als gründliche Erkenntniß, d. h. gewisses Wissen des Urgrundes der Dinge, des tiefinnersten, wesentlichsten Verhältnisses Gottes zur Welt und der Welt zu Gott.

Hier ist bemerkenswerth, daß im Volke der Juden diese Frage nicht erwachte. Woher dieses? — Sicherlich nur daher, weil das Verhältniß der Menschheit zu Gott und vice versa bei ihm factisch das rechte war. Das israelitische Volk war ja dazu berufen und bestimmt der Repräsentant zu sein des Normalverhältnisses des menschlichen Geschlechtes zum Einen wahren Gott; die ganze providentielle Macht, mit welcher Gott die Weltgeschichte lenkt, concentrirte sich in die Lenkung der Geschichte Israels, und Er bot Alles auf, um die Idee Seiner und das Bewußtsein des Verhältnisses des Menschengeschlechtes zu ihm und Seiner zum Geschlechte in ihrer Wahrheit in ihr lebendig zu erhalten. Woher sollte nun Israel das Bedürfniß des Fragens und Forschens kommen? — von außen sicher nicht; aber auch im Innern des Geistes selbst und wie von selbst konnte das wissenschaftliche Erkenntnißstreben nicht erwachen, indem das geistige Leben damals noch nicht jene Intensität erreicht hatte, die dazu gehört, daß er zum Behufe theoretischer Bedürfnisse Untersuchungen angestellt hätte über das Wesen Gottes und der Welt und das Grundverhältniß Beider zu einander. Auch hatte das Leben des Geschlechtes noch nicht jene Fülle des Daseins zur Anschauung gebracht, die Menschengeschichte noch nicht jenen Reichthum von Facten entwickelt, die nothwendig waren, um jene gewichtigen Fragen zu thun und zu beantworten.

Daraus folgt denn, daß die Geburt der Philosophie bei den übrigen alten Völkern als eine Frühgeburt, gleichsam als ein Nothfall betrachtet werden muß. Nicht sowohl der natürliche Entwicklungsgang des Geschlechtes erweckte hier das Fragen und Suchen nach dem Urgrunde

der Dinge, denn zu dieser Frage besitzt der Geist in der Zeit der Kindheit die erforderliche Intensität noch in keiner Weise; sondern ein trauriges religiöses Bedürfniß war es, das sie ins Leben rief. Diese (die heidnischen) Völker, waren ethisch aus ihrem kindlichen Verhältniß zu Gott herausgetreten, bestanden nicht in der Wahrheit des Lebens, und hatten sich mit ihrer Gottes-Idee (die der Mensch nie ganz verlieren kann, weil sie mit seinem Selbstbewußtsein selbst zusammenfällt) in die Natur verirrt und verloren. Nothwendig mußte in dieser Verwirrung das Bedürfniß einer Vermittlung der Wahrheit des Lebens erwachen, die denn unter diesen Verhältnissen, wo eben der Geist in sündlichem Egoismus von Gott abgefallen war, Niemand Anderer unternehmen konnte, als derselbe Geist, indem er theoretisch, mit der Macht des Gedankens, den falschen Standpunkt zu rechtfertigen und zu begründen suchte, den er ethisch eingenommen hatte. So entstanden die wunderlichsten Theogonien, Mythen und Mythologien, bis das geistige Leben bei den Völkern, besonders bei den Griechen im Fortgange der Weltgeschichte zu höherer und intensiverer Entwicklung gelangte, wo dann die Philosophie mehr eigentliches Denkleben und das Eigenthum einzelner ausgezeichneten Geister ward. Aber auch jetzt noch hatte das Suchen nach den höchsten ewigen Wahrheiten den Grundzug der Religiosität; sie war noch jene Weisheit, welche es sich zur Aufgabe machte, die Vermittelung und Erlösung, die nur derjenige bringen konnte, dessen ausschließliche Lebensbestimmung es war, der Welt das Heil zu bringen, durch sich selbst zu effectuiren. Wir wissen, wie ein Pythagoras, Zeno, Epicur, die Snyiker, den Bruch und Widerspruch zwischen Geist und Natur abzuthun und auszugleichen suchten. In den spätern Aristoteles, Socrates und Platon nahm endlich die Philosophie den rein wissenschaftlichen Character an, bis sie in den Neuplatonikern, die in die Zeit des eben erst aufblühenden Christenthums fielen, mit dem Heidenthum selbst dahinschwand, oder aber als ein wüstes Gemisch von Heidenthum und Christenthum im Gnosticismus jenes widerwärtige Gebilde darstellte, das bis in unsere Zeit herein fortbesteht.

Oesterreichs Bischöfe vor dem Kaiser.

Primum (negotium) rerum divinarum cura.
Aristot. Polit. VII. 8.

»Die Leuchte deines Leibes ist dein Auge. Ist dein Auge lauter, so wird dein ganzer Leib Licht sein.« (Matth. 6, 22.) Buchstäblich finden wir dieß bewährt an einem Jünger des seraphischen Franziscus, der nach seinem seligen Hinscheiden einem Mitbruder im Verklärungsstand erscheinend, einen wunderlichen Glanz aus seinen Augen strahlte, weil er während seiner irdischen Wanderschaft die gar seltene Tugend übte, die

Handlungen des Nächsten aufs beste zu deuten und im Sonnenlicht der freundlichen Charitas anzuschauen. Mit einem solchen Auge blickt — ungeachtet so vieler und schmerzlicher Täuschungen seiner Liebe — der edle Pius IX. in die Welt — zunächst auf Rom, das sein Vaterherz so grausam verwundet, ohne dessen Huld und Milde zu erschöpfen — dann auch auf entfernte Länder und Reiche, für welche er, wie sein letztes Rundschreiben namentlich über Oesterreich bemerkt, sich der süßen Hoffnung hingibt, daß daselbst, nach Abschaffung gewisser Grundsätze, die der heilige Stuhl stets gemißbilligt, die Kirche Gottes frei erstehen werde. Solche Sprache und Gesinnung — wie schön zeichnet sie den Statthalter Dessen aus, Der die allgemeine Welttempörung unseres sündigen Geschlechtes durch sein Liebesopfer am Kreuze überwältigt hat — den Nachfolger Petri, von dem der Herr eine größere Hirtenliebe gefordert — das Oberhaupt der Kirche, die — als Grundfeste der Wahrheit und als göttliches Institut der Liebe — von ihrem Bräutigam mit den Worten gepriesen wird: »Wie schön bist du, meine Freundin! wie schön bist du! Deine Augen sind Taubenaugen;« (Hohel. 4, 1.) und an einer anderen Stelle: »Du hast mein Herz verwundet, meine Schwester und Braut, mit Eitem deiner Augen!« (Hohel. 4, 9.) Obwohl nämlich die Braut des Herrn — die Mutter und Erzieherin der Völker — bei aller Taubeneinfalt auch den durchdringenden Scharfblick der Weisheit haben muß, so ist es doch vorzugsweise das freundliche Auge ihrer Liebe, womit sie die Herzen der Menschenkinder gefangen nimmt, nach dem bewährten Psalmespruch: »Kommt die Sanftmuth über uns, so werden wir gebessert.« (Ps. 89, 10.)

Mit solchen Augen — mächtig leuchtend im Feuer jener Flammenzungen des ersten Pfingstfestes, aber auch mild erglänzend in der Blut der Liebe, jener Liebe, die nicht sich, sondern das Heil der Großen und Kleinen sucht, trat am 7. Mai d. J. Oesterreichs Episcopat zum kaiserlichen Throne hin, ein neues Band der Freundschaft zwischen Kirche und Reich anzuknüpfen. O, das war ein feierlicher hoherhabener Moment, als so viele durch Verdienst und Amt und Alter ehrwürdige Kirchenfürsten um den Monarchen sich versammelten, und als treue Unterthanen und Staatsbürger ohne Säumen den Ausdruck ihrer Huldigung zu den Stufen des Thrones niederlegten, wohl wissend und laut bekennend, daß man nach Christi Lehre (Matth. 22.) dem Kaiser geben müsse, was des Kaisers ist. Aber der höhere Zweck ihres Erscheinens war, im Namen der Kirche — der Kirche das Wort zu reden, und dem mächtigen Herrscher, der zugleich ihr geliebter Sohn ist, ihre gerechten Wünsche ans Herz zu legen, auf daß auch Gott gegeben werde, was Gottes ist. Von diesem Gesichtspuncte, den die Adresse des Episcopates unverkennbar andeutet, ist seine Versammlung vor dem Throne —

eine Gesandtschaft Christi — seine Stimme eine Mahnung Gottes, der durch seine Stellvertreter spricht (2. Kor. 5, 20.) — im großen Kreise dieser Oberhirten steht auch Einer, Den das leibliche Auge nicht gewahrt, Den die Welt nicht kennt — unsichtbar, doch ganz gewiß zugegen in der Mitte Seiner Diener steht Er — der hehre Gottes- und Menschensohn, Jesus Christus — Derjenige, der zu seinen Aposteln gesagt: »Wie mich der Vater gesendet hat, so sende Ich euch«, (Joh. 20, 21.) — Derjenige, der in voller Wahrheit von sich selbst bezeugt: »Mir ist alle Gewalt gegeben im Himmel und auf Erden«, (Matth. 28, 18.) — Derjenige, der in der Offenbarung (19, 16.) »der König der Könige, der Herr der Herrschenden« genannt wird. Eine solche Versammlung vor dem Throne — mit solcher Macht und Sendung — in solcher Angelegenheit, die das Herz von dreißig Millionen Katholiken aufs empfindlichste berührt — wann hat Oesterreich sie je geschaut? — O mein vielgeliebtes Vaterland! Fühlst du die ganze Bedeutung dieses zwar schnell vorübergehenden Actes, der aber, wie alles Zeitliche, eine Ausfaat für die Zukunft in sich birgt? Fürwahr! die Stunde, wo der hochwürdige Episcopat vor dem Kaiser stand, und, ob auch in kurzer, allgemeiner Ansprache, die allerhöchste Angelegenheit empfahl, ist mit ihrem ganzen Inhalt eingezeichnet in das Buch der göttlichen Weltregierung, und legt kein unbedeutendes Gewicht in die Waagschale von Oesterreichs Geschicken.

Die Kirche hat in der Person des Episcopates dem schwerbedrängten Staate die Freundeshand geboten. Den geringsten Schein der Anmaßung gegenüber der heut zu Tage so arg mißhandelten weltlichen Autorität vermeidend, und das christliche Princip des Gehorsams in zeitlichen Dingen aufs ehrerbietigste bekennend, hat der hochwürdigste Episcopat nicht bloß die Absicht einer schroffen Trennung der Kirche vom Staate deutlich desavouirt, sondern auch, eingedenk, daß die Kirche durch Demuth ihrer unveräußerlichen Hoheit nichts vergibt, dieselbe dem »gerechten, wohlwollenden Schutze« des Staatsoberhauptes anempfohlen. Gerecht ist dieser Schutz zu nennen, weil es eine unlängbare Pflicht der weltlichen Regierung ist, den Unterthanen die ungestörte Befriedigung ihrer religiösen Bedürfnisse zu sichern; wohlwollend, weil die Erfüllung dieser Pflicht nur dann auf entsprechende Weise zu hoffen ist, wenn von der Staatsbehörde — auch als solcher — die Religion gebührend hochgeschätzt und geliebt wird — sie, die einzig feste Grundlage des Staates, die sicherste Garantie der gesellschaftlichen Ordnung und Gesittung. »Nur die Furcht ist es, schreibt Lactantius (de ira Dei c. 12.), welche die Gesellschaft der Menschen mit einander erhält.« Mit kräftiger Betonung haben die hochwürdigsten Bischöfe diese Wahrheit ausgesprochen, die nur in unseren Tagen böswillig geläugnet oder ignorirt, zu allen Zeiten, auch von Heiden klar erkannt und bekannt wurde. »Die

erste Angelegenheit des Staates, schreibt Aristoteles (Polit. VII. 8.), ist die Religion; denn durch sie, behaupten Plutarch und Cicero (de legibus II. 6., 7.), ist der Staat mächtiger als durch Festungen. Wenn solches Lob, solche Hochschätzung der Religion aus dem Munde der Heiden tönt, wie sollen wir Christen Worte finden, ihre göttliche Kraft geziemend anzupreisen? Wen darf es wundern, daß Oesterreichs Herrscher den hohen Beruf der Kirche zum Heile der Völker laut bekennt und die Möglichkeit einer würdigen Erfüllung desselben wünscht? Je vollständiger dieses Bekenntniß Christi von der Höhe des Thrones tönt, desto größer ist auch das Maß des göttlichen Segens, das über Fürsten und Untertanen sich ergießen wird. Unsere Zeit ist von so eigener Art, daß man, sei es freiwillig oder durch die schreiendsten Thatsachen wie gezwungen, offen und geradezu gestehen muß, es liege nur im Christenthum und in der Kirche Christi jene Macht, die die menschliche Gesellschaft vor ihrer Auflösung bewahren kann, mit der das schreckliche System des Communismus im Bunde mit einer unglaublichen Demoralisation sie bedroht. Ohne Gott und Seine Kirche ist kein wahres Heil, weder hier noch dort: Möchte dieser Satz ein unverletzliches Princip der modernen Staatsweisheit werden! — Fürwahr! vergebens werden die einsichtsvollsten Staatsmänner alle Klugheit anbieten, wenn nicht auch der Rath des Herrn eingeholt und befolgt wird. Vergebens werden die verschiedenen Stände und deren Vertreter ihre Kräfte mit dem Monarchen eilen, wenn nicht auch des geistlichen Standes Macht und Einfluß geziemend geehrt wird. Vergebens wird man — um mit dem großen König David, dem Manne nach Gottes Herzen, zu reden — auf Schwert und Bogen, auf Wagen und Rosse bauen, es sei denn, daß man auch den Namen des Herrn demüthig anruft und ohne Scheu bekenne, es sei kein anderer Retter.

Gedrängt von zahllosen Feindeshaaren, ungewiß des schwankenden Kriegsglückes, blickt bangen Herzens Kaiser Constantin um sich, suchend, von wannen ihm Rath und Hilfe käme. Sein Auge richtet sich zum Himmel, und siehe! ein strahlendes Kreuz leuchtet ihm vom Firmament entgegen, mit der Inschrift: »In diesem siege!« Er hat gesiegt — der große Constantin — in der Kraft des Kreuzes, und mit ihm hat auch die Kirche das gräßliche Heidenthum besiegt, Wohlfahrt und Gerechtigkeit über das römische Reich verbreitet, auch manche wählerischen Secten, dem Christenthum wie der bürgerlichen Ordnung gleich verderblich, mit des Geistes Schwert geschlagen. Wer erinnert sich nicht mit heiliger Freude an das Concil von Nicea, an die dort versammelten Bischöfe und Bekenner — in ihrer Mitte auch Kaiser Constantin — nicht als Herr, sondern als frommer Sohn der Kirche und Beschützer, der in seines Glaubens Demuth zu den Vätern sprach: »Ihr seid die Aufseher innerhalb des Gebietes der Kirche; ich aber bin zur Auf-

sicht über die äußere Ordnung der Dinge von Gott bestellt. (Euseb. Vita Constant. IV., 25.) — Solche gläubige Gesinnung lebte auch im Herzen Rudolphs von Habsburg, von dem erzählt wird, daß, als bei seiner Krönungsfeier aus Versehen der Dienenden der Zepter nicht gefunden ward, der christliche Herrscher schnell ein Crucifix auf dem Altar ergriff und ausrief: »Das soll mein Zepter sein, ich will keinen andern!« — O herrliches Vorbild unseres Fürstenhauses! Mit solchem Zepter, der freilich in den Augen einer gottentfremdeten Welt nicht mehr gilt, als einst das Schilfrohr in der Hand des dornengekrönten Heilandes, wird unser ritterlicher Kaiser die österreichische Monarchie kräftigen und verjüngen — sie, die ihren ursprünglichen Glanz, wie die Geschichte zeigt, ihrer Freundschaft und Advocatie für die Kirche dankt. Eine solche Advocatie, welche die Braut Jesu Christi mit irdischen Prärogativen und vergänglichem Geschmeide ziert, ist wohl dem eigenthümlichen Gang der Jetztzeit nicht entsprechend; und der »gerechte, wohlwollende Schutz,« den die Kirche anspricht, ist kaum etwas Anderes, als die vollkommene Sicherung jener Freiheit, in welcher sie (um mit den hochwürdigsten Bischöfen zu sprechen) ihre ganze Thätigkeit nach Vorschrift der Kirchengesetze entfalten, und alle ihre Institutionen für Glauben, Frömmigkeit und Pflichttreue in unbeirrte kraftvolle Wirksamkeit setzen kann. Diese Freiheit ist gewährt; das kaiserliche Wort hat es abermals verkündet: Die Stellung, die der Kirche gebührt, ist ihr gesichert! Das kleine Wörtlein: ist bezeugt die Aufrichtigkeit und Unabänderlichkeit des Entschlusses, Gott zu geben, was Gottes ist in der Person jener Kirche, die mit eben so großer Redlichkeit und Treue versprochen hat, dem Kaiser zu geben, was des Kaisers ist. — Was braucht es mehr der Worte? Nach jenem Gottesgericht des Jahres 1848, »in dessen engem Raume sich eine halbe Weltgeschichte bewegt« — nach solchen Stürmen, mächtig genug, um uns Alle vom Schlafe aufzuschrecken und zur Thatkräftigkeit der ersten Christen zurückzuführen, muß auch bei uns zur Geltung kommen, was diese von sich bezeugen konnten: Non magna loquimur, sed magna vivimus. (Minut. Fel. in Octavio.) Der Monarch erwartet mit allem Vertrauen das Resultat der mit unsäglicher Mühewaltung gepflogenen Berathungen der Bischöfe, und wird sodann durch die That die hoffende Kirche erfreuen.

So schaue ich — mit Augen harmloser Einfalt — die bischöfliche Adresse und ihre kaiserliche Beantwortung an, fest vertrauend auf Den, Der die Herzen der Könige wie Wasserbäche lenkt und die Geschiede der Völker in Seiner Hand trägt. — Um die katholische Kirche überhaupt ist mir nimmer bange; denn sie — die auf dem Felsen gegründete — hat die göttliche, untrügliche Verheißung, daß die Pforten der Hölle sie nicht überwältigen werden. — Sollte aber — ich schaudere selbst vor dem Gedanken der Möglichkeit zurück — sollte der Staat,

sein eigenes Interesse verkennend, mit jener von Gott und von dem Zeitenlauf geforderten Stellung sich nicht ganz befreunden, die allein die Kirche zu seiner mächtigsten Bundesgenossin machen kann; — dann wäre Niemand mehr zu beklagen, als er selbst; denn es ist durchaus nicht abzusehen, wie der gegenwärtige Geisterkampf, der die Existenz und Wohlfahrt der bürgerlichen Gesellschaft fürchterlich bedroht, glücklich beendet werden kann ohne die geistige Macht der freien Kirche. Aber auch diese selbst wäre dann für Oesterreich — nicht eine starke Burg, sondern eine wankende, zerklüftende, verwitternde Ruine. — Wir stehen auf einem Scheidewege, ungewiß der Wendung, die die Dinge nehmen werden. So viel aber ist gewiß: »Verderben ist in Gottes Unwissen — Leben nur in Seiner Huld!« (Ps. 29, 6.) Man kann dies in physischer und geistiger, in zeitlicher und ewiger Beziehung verstehen; denn ohne Gott und die Kirche ist nimmer irgend ein Heil und Leben.

Möchten Große und Kleine, Obrigkeiten und Untertanen, Geistliche und Weltliche — nach den vielen öffentlichen Sünden, für welche wir jetzt büßen, zu dem öffentlichen Bekenntniß sich verstehen, daß nur im Kreuze Sieg und Heil ist, wie auch zu feierlichem, allgemeinem Gebete sich vereinigen, auf daß der Herr gnädig herabsehe auf sein Erbe, und die Mauern Sions wieder erbauet werden! Ein solches Bekenntniß — ein solches Gebet würde dem Fanatismus des Unglaubens und der Sittenlosigkeit den echten Enthusiasmus des Glaubens und der Gottseligkeit entgegensetzen, in welchem der Wahlspruch Kaiser Karls des Großen zu unserm Lösungsworte im Kampfe, wie im Frieden würde: »Christus herrscht! Christus siegt! Christus triumphirt!

Dr. Alois Schlör.
Wiener K. Z.

Feierliche Kinder-Communion in Fünf-Kirchen am weißen Sonntage 1849.

Die Kinder, welche das erste Mal zum Tische des Herrn gehen, versammeln sich am Vorabend nach 5 Uhr im Gymnasial-Gebäude und begeben sich, gehörig geordnet, betend in die Stadtpfarrkirche, und legen nach andächtig verrichtetem gemeinsamen Vorbereitungsgebet, und auf die ihnen bevorstehende heilige Handlung, auf den freudenvollsten und wahrhaft schönsten Augenblick ihres Lebens gehörig aufmerksam gemacht, ihre Beicht ab. Nach der Beicht verrichten sie wieder gemeinschaftlich ihr Gebet und werden nach einer kurzen Ermahnung entlassen.

Am weißen Sonntag finden sich die Neucommunikanten (die Mädchen, so viel es möglich, weiß gekleidet) um 9 Uhr wieder am obbenannten Orte ein, und gehen unter Vortragung ihrer Fahne und des heiligen Kreuzes paarweise um dreiviertel auf 10 Uhr in die Kirche und erwarten alldort in zwei Reihen die An-

kunft des hochwürdigsten Oberhirten, begleiten ihn dann ins Sanctuarium und treten an ihre Plätze.

Beginn des feierlichen Hochamtes. — Nach abgesungenem Evangelium hält der hochw. Bischof eine lange Rede an die Anwesenden und fragt am Schluß derselben feierlich Namens der Kirche die Kinder, ob sie bereit seien die Taufgelübde zu erneuern. Die Neucommunikanten antworten »Ja« und folgen unter Absingung folgender zwei Strophen dem Bischof zum Taufstein:

1.

Laß uns Kinder zu dir kommen,
Jesu, sanfter Kinderfreund;
Wir wollen uns dir verloben
Und leben mit dir vereint.
Sprich nur, o Jesu: »ihr seid mein,«
Und wir verbleiben gern dein.

2.

Wir nahen freudig dem Taufstein,
Wo die Seel' neugeboren,
Von aller Sünde Makel rein,
Für'n Himmel wird auserkoren.
Sprich nur, o Jesu: »ihr seid mein,«
Und wir verbleiben gern dein.

Nun antworten die Kinder auf die ihnen durch den hochw. Bischof gestellten Fragen und erneuern dann knieend den Taufbund, der ihnen vom Bischof vorgesprochen wird. Darauf wird ihnen die brennende Kerze gereicht mit der Ermahnung, daß sie im Lichte des Glaubens wandeln wollen.

Rücktritt der Kinder

unter Absingung folgender Strophen:

1.

Heilig soll uns diese Lehre,
Heilig uns dein Beispiel sein;
Nur komm, o Jesu, und weiche
Uns zu dieser Stunde ein.
Ach lieber sterben wollen wir,
Als nicht folgen, Jesu, dir!

2.

Knieend bitten wir dich, Vater,
Wolle unser Führer sein;
Segne uns, göttlicher Tröster
Und führ' uns in Himmel ein!
Ach lieber sterben wollen wir,
Als nicht folgen, Jesu, dir!

Fortsetzung des Hochamtes.

Vor der heiligen Communion fragt der Bischof die Kinder, ob sie sich mit Jesus Christus, dem Sohn Gottes, dem Freund der Kinder, auf das innigste vereinigen wollen. Die Kinder sagen »Ja« und beten dann laut, in einem Halbkreis vor dem Altare knieend, die öffentliche Schuld:

Ich beichte und bekenne Gott dem Allmächtigen, Maria seiner hochwürdigsten Mutter, und allen lieben Heiligen, daß ich oft und viel gesündigt habe mit Gedanken, Worten und Werken und Unterlassung des Gu-

ten. O meine Schuld! — meine Schuld! — meine größte Schuld!

Der Bischof reicht den Kindern die heilige Communion, während der Chor: Deinem Heiland, deinem Lehrer (Lauda Sion) singt.

Nach dem Empfang der heiligen Communion sprechen die Kinder ein kurzes Dankgebet und singen dann:

Jesu, dir lebe ich,
Jesu, dir sterbe ich,
Jesu, dein bin ich im Leben und Tode. Amen.

Nach dem Ite Missa est, vor dem letzten Segen, wird für die Neucommunicanten verrichtet das

Schlussgebet:

Lasset uns beten:

Dir, o göttlicher Kinderfreund, der du dich heute diesen Kindern zur Speise gegeben hast, dir seien sie übergeben an Leib und Seele, in Zeit und Ewigkeit. Bewahre ihre Seele für das ewige Leben; stärke sie zu allem Guten, entferne von ihnen jede Gefahr der Sünde. Lehre sie dich und den, der dich gesandt hat, immer besser erkennen und vollkommen lieben; laß sie zunehmen, wie an Jahren, so an Weisheit und Gnade vor Gott und den Menschen. Sei du ihr Schutz in Gefahren, du ihre Stärke in der Versuchung, du ihr Trost in Leiden, du ihr unzertrennlicher Freund und Führer auf dem schmalen Pfade, der einführet in dein himmlisches Reich, wo du mit dem Vater und dem heiligen Geiste als gleicher Gott lebst und regierst von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen.

Darauf folgt eine kurze Anrede an die Eltern, daß sie ihre Kinder, die jetzt Tempel Gottes, Wohnungen des Erlösers geworden sind, mit Freude nach Haus führen; daß sie nun als Tempelwächter die ihnen anvertrauten lebendigen Tempel des heiligen Geistes zieren und beschirmen mögen, daß sie Acht haben wollen, auf daß sie keines von diesen Kleinen ärgern, daß sie ihren Kindern ein gutes Beispiel geben und zusehen mögen, daß sie von Andern nicht verführt werden ic.

Endlich singt die ganze Gemeinde:

Großer Gott, wir loben dich.

Erwiederung der hohen Versammlung der österreichischen Bischöfe auf die Vertrauensadresse des Wiener Katholikenvereins. *)

An den Wiener Katholikenverein für Glauben, Freiheit und Gesittung.

Die versammelten Bischöfe haben in der Zuschrift des Wiener Katholikenvereins mit Freuden den Ausdruck

des frommen Muthes und der treuen kirchlichen Gesinnung gefunden, welche den Verein beseelen, und einen Beweis des Vertrauens und der Theilnahme, die derselbe der Versammlung widmet.

Sie erkennen in den katholischen Vereinen ein sehr wichtiges und heilsames Mittel zur Förderung und Befestigung des religiösen und kirchlichen Sinnes in einer Zeit, welche die Vereine mit dem wirksamsten Erfolge für andere oft entgegengesetzte Zwecke benützt, und sie erwarten von diesen Vereinen die gesegnetesten Erfolge, wenn sich dieselben innerhalb der Schranken halten, welche durch die Lehre und Verfassung der katholischen Kirche für jede Bewegung auf kirchlichem Gebiete gesetzt sind, und wenn sie auch die Bethätigung der katholischen Liebe im wirklichen Leben (durch Ausbildung der Wohlthätigkeitsvereine) anstreben.

Mögen die katholischen Vereine in Oesterreich in diesem Geiste zahlreich und kräftig emporblühen! Der bischöfliche Beistand wird ihnen nicht fehlen.

Wir müssen auch mit Nüchternheit der frommen Gebete gedenken, welche für den gesegneten Erfolg unserer Berathungen, nach den Versicherungen der Adresse, von vielen Gläubigen täglich dargebracht wurden. Wir haben einen hohen Werth darauf gelegt, und wir selbst erstehen von dem Gotte alles Trostes, daß er den Segen erfülle und bekräftige, den wir hiemit über alle Mitglieder des Vereines aus der Fülle des Herzens aussprechen.

Wien den 17. Juni 1849.

Im Namen der versammelten Bischöfe:

Friedrich,

Cardinal und Fürsterzbischof.

Wohlfeilstes Volksblatt.

Im Redactionslocale, Naglergasse Nr. 283, 3. Stock, bei Mayer u. Comp., Singerstraße, im deutschen Hause, in allen Buchhandlungen und bei den k. k. Postämtern wird Pränumeration angenommen auf das dritte Quartal der Zeitschrift: »Oesterreichischer Volksfreund«. Herausgegeben vom Katholikenvereine für Glauben, Freiheit und Gesittung. Redaction: DD. Häusle, Hoch und Reith. Erscheint wöchentlich zweimal, Mittwoch und Samstag, jedesmal wenigstens ein halber Bogen. Preis: Jährlich 1 fl. 20 kr., vierteljährig 20 kr.; im Wege der Postversendung jährlich 2 fl., vierteljährig 30 kr. C. M. (Pränumerationsgelber und Zeitungsreclamationen genießen die Portofreiheit.)

Das Blatt gibt jedesmal eine vollständige Uebersicht aller wichtigeren kirchlichen und politischen Ereignisse, so daß es in dieser Beziehung jede andere Zeitung entbehrlich macht. Es bespricht die Angelegenheiten der hohen Versammlung der österreichischen Bischöfe und der österreichischen Katholikenvereine, erörtert die großen Fragen der Zeit in gemein verständlicher und eindringlicher Sprache, und bietet in entsprechendem Wechsel eine Auswahl von Erinnerungen an die großen Abschnitte des Kirchenjahres, Darstellungen aus der Geschichte der Heiligen und Characterzügen aus dem Leben des Volkes.

Die Richtung des Blattes ist durch den Verein, der als Herausgeber genannt ist, hinlänglich bezeichnet. Es vertheidigt den Glauben, die Freiheit, das Recht, die Familie, das Eigenthum, Oesterreich und dessen Einheit!

*) Der Katholikenverein für Glauben, Freiheit und Gesittung hat am 20. April 1849 eine Vertrauensadresse an die versammelten Bischöfe erlassen, worin er der hohen Versammlung seine tiefste Ehrfurcht und die kindlichste Anhänglichkeit, sowie die innigsten Wünsche für die gedeihliche Förderung und das heilbringende Ende der frommen Berathungen ausspricht.

Seinen Beruf glaubt es bisher würdig erfüllt zu haben. Die hochwürdigsten Ordinariate von Salzburg, Brixen, Gurk, Lavant, Seckau und Leoben, Görz, Laibach, Olmütz, Brünn, Königgrätz, Budweis, Leitmeritz, Breslau, Przemyśl u. a. haben es ihren Diöcesanen empfohlen und sich für seine Verbreitung gütigst bemüht. Die ursprüngliche Auflage von 4000 Exemplaren mußte am Beginn des zweiten Quartales auf 4500 erhöht werden, und wenn der Absatz in demselben Verhältnisse wie bisher steigt, dürften für das dritte Quartal selbst 5000 Exemplare nicht genügen. Von einzelnen Aufsätzen, von einem Gebete für die Versammlung der Bischöfe, sind mehr als 30.000 Exemplare abgesetzt worden.

Kirchliche Nachrichten.

Wien, 17. Juni. Heute war ein Dank- und Jubelfest der frei gewordenen Kirche Oesterreichs. Die hier versammelten Erzbischöfe und Bischöfe hielten früh um 9 Uhr in der altersgrauen ehrwürdigen Metropolitan-Kirche zu St. Stephan den feierlichen Gottesdienst zum Schluß ihrer Berathungen, die sie nun seit sieben Wochen, meistens in zwei täglichen Sitzungen, gepflogen. Achtundzwanzig Bischöfe, unter diesen der Cardinal und fünf Erzbischöfe, außerdem drei Vertreter von Bischöfen, waren dabei anwesend. Als das tief gefühlte »Gott, dich loben wir!« zum Himmel empor stieg, und die Glocken des Stephansthurms weithin den erfreulichen Augenblick verkündeten, dachte ich an die Millionen Katholiken, welche schon seit lange mit gespannter Aufmerksamkeit auf die Versammlung ihrer Bischöfe in Wien hingeblickt, und so manches fromme Gebet für deren gesegnetes Wirken zum Geber alles Guten emporgesandt haben. Hätten sie doch an diesem feierlichen erhebenden Augenblick Theil nehmen können! Aber wenn ihnen auch dieses nicht vergönnt war, Eines ist noch möglich, und thut wahrlich Noth. Indem die Bischöfe ihre Arbeit beendeten, ist die Sache erst halb gethan. Die Kirche soll frei sein, hat der Staat gesagt; sie soll ihre Angelegenheiten selbstständig ordnen und verwalten. Nach dieser Aeußerung galt es, die Gränzen beider Gewalten freundlich zu bestimmen, und in gemeinsamen Angelegenheiten, deren es immer noch gibt, das Maß und die Schranke des beiderseitigen Einflusses festzusetzen; darum, wenn die Bischöfe gesprochen, ist noch nicht das letzte Wort gesprochen. Die Erklärung der Bischöfe: »Das und das und das sind die Angelegenheiten der Kirche,« und weiter: »In diesen oder jenen gemeinsamen Angelegenheiten wollen wir den uns (d. h. der Kirche und dem Staat) gleichmäßig zustehenden Einfluß auf die oder die Weise wahren;« muß auch von der Staatsgewalt anerkannt werden, auf daß ein wohlgeordneter Rechtszustand eintrete. Damit nun dieses in der rechten Weise zum Frommen der Kirche und des Staates geschehen möge, bedürfen die Lenker des Staates nicht minder des hl. Geistes, als die Hirten der Kirche seiner bedürften. Deshalb mögen Alle, die es mit der Kirche Gottes und mit dem Wohle des Staates redlich meinen, und eine bessere Zukunft herbei zu führen bemüht sind, mit verdoppeltem Eifer des Gebetes zu Gott dem Vater des Lichtes sich wenden, damit er Jene, in deren Händen Oesterreichs Zukunft liegt, erleuchte, auf daß sie erkennen, was die Monarchie rettet, und dasselbe kräftig in's Werk setzen. Die hohe Versammlung hat im Ganzen 60 Sit-

zungen gehalten. Um die Zuschriften der Ministerien entgegen zu nehmen und die sonst begonnenen Geschäfte zu Ende zu führen, wurde ein Ausschuß unter dem Vorsitze Sr. Eminenz des Cardinal-Erzbischofs von Salzburg gewählt, zu dessen Mitgliedern, nachdem die Erzbischöfe zu Olmütz und Wien die auf sie gefallene Wahl abgelehnt hatten, die hochwürdigsten Bischöfe von Laibach, Brünn, Seckau und der Herr Feldbischof ernannt wurden; doch ist dieser Ausschuß nicht in Wien zusammengeblieben, sondern wird sich erforderlichen Falls schriftlich verständigen.

Der in Graz erscheinende »Katholische Wahrheitsfreund« enthält in der Nummer 44. vom 1. Juni d. J. eine literarische Anzeige, auf welche wir auch die verehrten Leser unseres Blattes aufmerksam zu machen gebeten wurden. Es erschien nämlich vor Kurzem zu Graz in der Franz Herstl'schen Buchhandlung das erste Heft (4 Druckbogen, Preis 12 kr. S. M.) eines katechetischen Werkes: unter dem Titel: »Die Grundlehren des katholischen Glaubens von Heinrich August Lehmann.« — Darüber äußert sich in dem oberwähnten Wahrheitsfreunde Herr Dr. Kiedl, Professor der Pastoral zu Graz, folgendermaßen: »Der talentvolle Verfasser, Herr Heinrich August Lehmann, derzeit Cooperator in der (Grazer) Vorstadt-pfarre Carlsau, erklärt die Sätze des in Oesterreich üblichen großen Katechismus. Die Darstellung ist sehr anziehend. In einer leichtfaßlichen Schreibart, welche hie und da an den beliebten Kalender für Zeit und Ewigkeit erinnert, werden die Wahrheiten unseres heiligen Glaubens dem Verstande und Herzen nahe gelegt. Passende Gleichnisse und kernige Väterstellen sind ein besonderer Schmuck des vielversprechenden Werkes. Obgleich der bescheidene Herr Verfasser seine Arbeit nur vom Volke als Lesebuch bei den sogenannten Hauschristenlehren (wozu es sich ganz besonders eignet) gebraucht zu sehen wünscht; so dürften doch auch die Hochw. Herren Seelsorger dieselbe gut benutzen können, und wir empfehlen darum das Werk eines heimischen Priesters mit besonderem Nachdrucke.«

Die Seckauer-Diöcese verlor in diesem Monate einen ehrwürdigen Diener Gottes, den Ehrenobherrn und Subdirector des Grazer Priesterhauses (Clerikalseminars), Georg Schwaiger, der am 19. Juni selig im Herrn entschlief. Der Verbliebene war ein inniggeliebter Freund und Weichvater des sel. Fürstbischofs Roman Zängerle. Die schönen Tugenden des Glaubens, des Andachtseifers, der Geduld und der Mildthätigkeit gegen die Armen, die ihn auszeichneten, verdienen wohl, in einem ausführlicheren Nekrologe besprochen zu werden.

Einladung zur Pränumeration.

Die »Theologische Zeitschrift« sammt dem Beiblatt »Zeit und Ewigkeit« wird auch im zweiten Semester des Jahres 1849 unter Mitwirkung der Laibacher theologischen Professoren und anderer Diöcesanpriester und mehrerer auswärtiger Mitarbeiter erscheinen, jedoch so, daß das Hauptblatt ohne das Beiblatt »Zeit und Ewigkeit« nicht abgegeben wird. Der Pränumerationspreis für die »Theologische Zeitschrift« sammt »Zeit und Ewigkeit« ist halbjährig in Laibach 1 fl. 30 kr., durch die k. k. Post bezogen 1 fl. 50 kr. Die P. T. Pränumeranten wollen ihre dießfälligen Schreiben unfrankirt an die Redaction selbst einsenden, mit dem ausdrücklichen Besatze: Pränumerationsgelder.